Es wohnt' ein armer Mann.

Es wohnt' ein armer Mann in einer niedern Hütte,
Der dachte schweigend nachts auf seiner harten Schütte:
Ich sehe Müh' und Fleiß mit Reichtum nie belohnt,
Weil unsichtbar bei mir im Haus die Armut wohnt.
Ich wollte, daß einmal sie zu Gesicht mir käme,
So bät' ich sie, daß sie wo anders Wohnung nähme.
Da füllte sich der Raum mit einem mäß'gen Schimmer,
Und in bescheidnem Schmuck ein Weib trat in das Zimmer.
Ein rüstig Mädchen ging ihr an der einen Hand,
Indes ein holdes Kind sich schmiegt' an ihr Gewand.
Sie sprach zum Staunenden: Ich bin, die du verfluchest,
Die Armut, die du aus dem Haus zu bannen suchest.
Das rüst'ge Mädchen hier ist Arbeit, mein Geleit;
Und dieses liebe Kind ist die Zufriedenheit.
Das Mädchen schafft, was ich bedarf, es ist nicht viel;
Und dieses liebe Kind ist meines Alters Spiel.
Leb wohl, wir wollen nun bei dir nicht länger säumen;
Weit werde dir dein Haus, das enge, wenn wir's räumen.
Da ruft der Mann: halt an! geh nicht, mein lieber Gast!
Ich dachte nicht, daß du solch ein Gefolge hast.
Der Armut will ich gern den Platz im Hause schenken,
Um der Zufriedenheit bei Arbeit zu gedenken.
Ich hoffe, daß ich selbst ein solches Mädchen finde
Zum Weibe, das mich bald erfreu' mit solchem Kinde.

Gott segne dich!

Aus dem Englischen von Dr. H. Baar.

„Der Herr segne dich und behüte dich! Der Herr lasse sein Angesicht dir leuchten und sei dir gnädig! Der Herr wende dir sein Antlitz zu und gebe dir Frieden!"

Die gute alte Zeit hat manchen Vorzug vor der Gegenwart. Das Familienleben war reiner, strenger und liebevoller, als es jetzt ist und — der modernen Erziehung zum Trotz — war es auch religiöser. Dies war dem wohlthuenden Einflusse, den Vater und Mutter auf ihre Kinder ausübten, zu verdanken. Zu den zahlreichen Mitteln, diese geistige Macht über die Kinder zu erhalten, gehörten auch jene Segensworte, die man an

jeden Freitag-Abend oder am Sabbath-Morgen über die Kinder auszusprechen pflegte. Kein anderer Segen machte einen stärkeren Eindruck auf das Gemüt des Kindes, als dieser regelmäßig wiederkehrende Sabbathsegen, das sogenannte „Benschen". Die Gesichter strahlten vor Glückseligkeit, wenn des Vaters oder der Mutter Hand segnend auf seinem Haupte ruhte. Dagegen wurde keine Strafe mehr gefürchtet als die, daß dem Kinde für ein Vergehen im Laufe der Woche das Recht entzogen wurde, hervorzutreten, um den elterlichen Segen zu empfangen. Man hatte den Glauben, daß ein Teil von Gottes Geist auf den Eltern ruhe, daß unter der Macht dieses Einflusses das gesegnete Kind besser, edler und glücklicher werde. Mit dem elterlichen Segen ausgerüstet, wanderte das Kind sicherer, zielbewußter den Pfad des Lebens dahin, Kummer und Drangsal konnten es nicht niederbeugen, Versuchungen widerstand es, auf dem Krankenbette fand es Trost und Hoffnung; verließ es seinen heimatlichen Herd, gab ihm des Vaters oder der Mutter „J'worechecho" das Geleite.

Dieses „J'worechecho" begleitet den Juden auf seinem ganzen Lebenswege. Mit „J'worechecho" wird das Kind in der Familie Israel bewillkommnet; es wird über unsere Barmitzwaknaben ausgesprochen und verleiht dem Trauungsakte seine Weihe und Heiligung. „Der Herr segne dich!" waren des Vaters und der Mutter letzte Worte, als sie auf ewig schieden.

Was für eine Bedeutung man dem Segen in früherer Zeit beilegte, lehrt uns die heilige Schrift.

Abrahams Wegzug von seinem Geburtsorte und seinen Einzug in ein neues Land segnete Gott mit jenen denkwürdigen Worten: „Wer dich segnet, soll gesegnet sein; wer dir flucht, soll verflucht sein." Und das große Versprechen, das Gott Abraham gab, und auf welchem unsere ganze Geschichte und Bestimmung beruht, war: Durch dich sollen alle Völker der Erde gesegnet sein, und wo immer du auch gehest, sollst du zum Segen werden. Aber auch den Frieden und die Eintracht im Hause Isaaks störte einst der Segen. Ob Esau auf Grund des Rechtes seiner Erstgeburt der wahre Vertreter der Ueberlieferungen seiner Familie und der priesterlichen Würde hätte sein können, darüber ist kein Zweifel, das sagt uns sein ganzes Wesen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls bleibt die schöne Thatsache, daß Esau, der rauhe, wilde Esau, sich über den Verlust des Segens seines Vaters nicht zu trösten vermochte. Und welch erhabenes Bild bietet uns Jacob auf seinem Sterbebette! Zwölf Söhne um das Bett des sterbenden Vaters versammelt, lauschen seinen letzten Worten, die so voller Güte und väterlicher Liebe sind.

(Schluß folgt.)

In des Königs Rock.

Erzählung von J. Herzberg.

Verfasser der preisgekrönten Erzählung „David und Jonathan.“

(Nachdruck verboten.) (Fortsetzung.)

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß die Soldaten bei ihrem Eintritt in das Heer nicht die besten und schönsten Kleidungsstücke erhalten. Nach ihrer Güte und ihrem Aussehen unterscheidet man 5 Garnituren. Die erste und zweite Garnitur erhalten die Soldaten zu Paraden und im Kriege, die dritte zum Ausgehen an Sonn- und Feiertagen, die vierte zum Exerzieren und endlich die fünfte zur Arbeit.

Bei seinem Eintritt in die Kammer wurde Hochfeld seitens des Capitain-d'Armes, wie der die Ausrüstungs- oder Montierungskammer verwaltende Sergeant genannt wird, mit einem spöttischen Lächeln empfangen, und er rief ihm entgegen:

„Na, Sie Schulmeister, Sie wollen nun wohl Ihren Staat in Empfang nehmen. Kommen Sie nur, ick habe etwas janz Apartes für Sie ausgesucht. Sie werden Ihre helle Freude dran haben.“

Während er diese Worte sprach, holte er aus einer nahen Ecke einige an der Erde liegende Beinkleider hervor. Dieselben Hochfeld überreichend, fuhr er fort:

„Nun heran ans Werk! Suchen Sie sich nur eenen aus von diesen kostbaren Pantalons. Is det nicht was Außerordentliches in seiner Art?“

Ein flüchtiger Blick auf diese Kleidungsstücke genügte, um zu erkennen, daß dieser Mann ganz die Wahrheit gesprochen, denn die Gegenstände waren in der That einzig in ihrer Art sowohl bezüglich ihrer Größe, als auch ihrer Form und ihres Aussehens.

Da Hochfeld zögerte, eins der Beinkleider anzunehmen, reichte ihm der Sergeant ein Exemplar mit den Worten

„Hier haben Sie een Prachtexemplar, an der Vorderseite so blank, daß Sie det Geld for'n Spiegel sparen könnten.“ Das Beinkleid war zu lang, und Hochfeld gab es daher zurück.

„Hier ist eene andere Nummer,“ rief der Sergeant, „die wird jedenfalls passen. Det Ding hat freilich an beeden Knieen eenen großen Flicken, doch kann ihn det nur zur Zierde gereichen.“

Wohl oder übel mußte Hochfeld dieses Garderobenstück, da es paßte, entgegen nehmen.

Ach, wie vielen vor ihm mochte diese Hose schon ein treuer Begleiter durch Freud und Leid gewesen sein! Wie mancher vor ihm mochte in diesem Kleidungsstücke schon gewandert sein vom Exerzierplatz zum Schießplatze, von der Wache zur Parade, aus der goldenen Freiheit ins dunkle Arrestlokal, um entweder eine Pflichtvergessenheit oder eine Keckheit bei Brot und Wasser zu

büßen. Wo mochten alle diejenigen sein, welchen dieses Kleidungsstück gedient, an welchen Orten, in welchen Stellungen?

Wird nicht schon gar mancher zur ewigen Ruhe eingegangen sein, mancher ein Leben voll Leid und Schmerz führen, weil auf dem Schlachtfelde eine feindliche Kugel ihn zum Invaliden gemacht? — —

In diese Gedanken war Hochfeld bei Betrachtung des eben empfangenen Beinkleides versunken, als ihn plötzlich ein Zuruf des Sergeanten aufschreckte:

„Jetzt kommt der Waffenrock!" Dann holte er aus einer anderen Ecke einige Röcke hervor, die er vor sich auf den Tisch legte mit den Worten:

„Da habe ick wirklich Staatsröcke for Sie!"

„Na," dachte Hochfeld, „wenn sie die Beinkleider nicht beschämen sollen, so kann schlechterdings von „Staat" wohl nicht die Rede sein."

Der erste Rock, der ihm gereicht wurde, paßte. Begehre aber niemand zu erfahren, wie dieser Rock des Königs aussah, und Hochfeld muß bei Besichtigung desselben ein gar interessantes Gesicht gemacht haben, denn der Sergeant brach plötzlich lachend in die Worte aus:

„Na, Sie machen ja een Jesichte, als ob Sie een Schulbub geärjert hätte und Sie ihn verhauen möchten."

Ein anderes Kleidungsstück zu erbitten, fehlte Hochfeld der Mut, und gar zu widersprechen, wagte er erst recht nicht, denn das Wort „Subordination" zauberte ihm allerlei Schreckgespenster vor die Seele.

In einem solchen Rocke, wie er ihn nun an hatte, sollte er seinem Könige dienen! Seine ursprüngliche blaue Farbe war nur schwer zu erkennen. Das liebliche Blau war im Laufe der Zeit in die Farbe des Alters: „grau" verwandelt. Einen Rock in diesem Zustande pflegt man zum Schutze der Samen und Früchte als Vogelscheuche zu benutzen.

Ein Flicken löste den andern getreulich ab, und sie pflegten gemeinschaftlich in Frieden gute Nachbarschaft. Und wären diese Flicken, jene verunzierenden Schönheitspflaster, noch kunstgerecht ein- oder aufgesetzt. Nein, sie waren gar oberflächlich mit erschreckend weiten Stichen aufgenäht, um die unter ihnen befindlichen Löcher neugierigen Blicken einigermaßen zu verbergen.

Die Zuweisung der übrigen Ausstattungsgegenstände war bald geschehen, da dieselben nicht „verpaßt" zu werden brauchten. Hochfeld wurde nun auf Stube Nummer 33 geschickt, die mit der vierten Korporalschaft belegt war. Die Stubenkollegen Hochfelds waren durchweg „Zweijährige", die schon einen großen Teil ihrer Dienstzeit hinter sich hatten. Der neugebackene Soldat ließ auf den ersten Blick keinen Unterschied zwischen sich und den Kameraden bezüglich des Dienstalters erkennen. Dem Kenner entging es jedoch nicht, daß er kaum eine Stunde in der Uniform stecken müsse. Vor allem wußte er nicht wo er seinen Hals lassen sollte. Die Halsbinde war doch ein recht unbequemes Kleidungsstück. Ein Glück für Hochfeld war es, daß sein Kopf seinen Hals an Umfang übertraf, jener würde sonst in der Binde verschwunden sein. Er

betrachtete sich von allen Seiten mit komischem Erstaunen, denn er sah aus, — o, fraget nicht: wie? — —

Um dreiviertel zwölf Uhr sollten die Schulamtskandidaten auf dem Kasernenhofe antreten. Hier standen schon Hochfelds Kollegen, jetzt „Kameraden". Sie begrüßten und bewunderten sich gegenseitig mit einem schalkhaften Lachen und wetteiferten alle im erfolglosen Kampfe gegen die die Kehle einschnürende Binde.

Eben war der zu ihrer Ausbildung bestimmte Sergeant genaht, und er befahl, nach der Größe anzutreten. Den rechten Flügel des acht Mann zählenden Gliedes bildete der Kandidat Waldenburg, ein Mann von ungewöhnlicher Höhe, die ihm jedoch nur auf Kosten seines Umfanges geworden war. Hochfeld dagegen bildete als der kleinste von allen den linken Flügel, und seine „Wenigkeit" verschwand ganz gegen die Höhe seines Kameraden vom rechten Flügel. Er hatte stets den Kopf tief in den Nacken zu legen, wollte er ihm ins Angesicht schauen, woran ihn jedoch immer wieder die fatale Binde hinderte. Er mußte sich daher, wenn er ihn anredete, mit einem Augenaufschlage begnügen, worin er gar bald eine so gewaltige Übung erlangte, daß ihn mancher Mucker wegen seiner Gewandtheit beneidet hätte. Nach erfolgter Musterung ihrer Anzüge entließ der Sergeant seine Zöglinge.

IV. Kapitel.

Ein Erfolg.

Eben war der Appell beendet, als der Hornist das Zeichen zum Mittagessen gab. Alles stürmte die Treppe hinab, um in flachen Schalen das Essen zu holen. Das war plötzlich ein Leben und Treiben! Treppab gingen die leeren Schalen, treppauf die gefüllten. Hier fragte der eine: „Was giebts heut zu Mittag?" Dort antwortete ein anderer: „Erbssupp'!" wozu ein anderer spöttisch bemerkte: „Ne, Erbswasser mit schwimmenden Speckfischen." Als Hochfeld seine vorher verlassene Stube wieder betrat, sah er den in der Mitte stehenden Tisch mit etwa einem Dutzend Schalen bedeckt, die mit jenem Etwas angefüllt waren, das soeben als Erbssuppe bezeichnet wurde. Auch für Hochfeld war gesorgt worden, denn man hatte auch ihm eine Schale mit jener dampfenden Flüssigkeit verschafft, die einen Geruch verbreitete, als hätte sie eine gar zu innige Berührung mit des Feuers Glut erfahren. Eben waren die Mannschaften im Begriff, sich an dem „Köstlichen" zu erlaben und dem gewaltig knurrenden Magen Ruhe zu gebieten, als plötzlich die Stubenthür aufging und ein Offizier eintrat.

„Achtung!" erscholl es laut. Und wie emporgeschnellt standen alle plötzlich in strammer Haltung. Der Stubenälteste meldete:

„Stube 33, belegt mit 11 Mann der achten Kompagnie, der vierten Korporalschaft."

Der Offizier ließ seinen Blick über den Tisch schweifen, um die Anzahl der Schalen festzustellen.

„Ich sehe hier zwölf Schalen auf dem Tische, ist denn noch ein zwölfter Mann hier?" fragte der Offizier.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, es ist ein Schullehrer, der heute auf diese Stube gebracht worden ist," lautete die Antwort.

Hochfeld hatte inzwischen seinen Vorgesetzten schärfer ins Auge gefaßt, und er glaubte, in dessen Mienen eine gewisse Gutmütigkeit lesen zu dürfen. Dies beruhigte ihn, denn eine Vorahnung hatte plötzlich sein Herz beschlichen, daß er jetzt einen Kampf zu bestehen haben werde. Doch gewann er bald die Überzeugung, daß er bei diesem Vorgesetzten als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen werde, wenn er nur die geeigneten Mittel anwenden werde.

Der Hauptmann warf einen prüfenden Blick auf die in militärisch strammer Haltung vor ihm stehende Soldatenreihe. Hochfeld ahmte diese Haltung, so gut es eben ging, nach. Sein Eifer muß jedoch von recht zweifelhaftem Erfolge gewesen sein, denn der scharfe Blick des Hauptmanns erkannte ihn gleich als den Rekruten, der in die Geheimnisse des Militarismus noch keinen tiefen Blick gethan haben konnte.

Der Hauptmann ging zu ihm heran und sprach:

„Sie sind also der zwölfte? — Sie sind Schulamtskandidat . . ?"

„Jawohl Herr Hauptmann," antwortete der Gefragte.

„Wann sind Sie eingetreten?"

„Diesen Vormittag, Herr Hauptmann."

„Sie gehören zu meiner Kompagnie?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Wie heißen Sie?"

„Hochfeld, Herr Hauptmann."

„Es ist Ihnen wohl sehr unangenehm," fuhr der Hauptmann leutselig und freundlich fort, „Soldat sein zu müssen. In Ihrer Schule hatten Sie zu befehlen. Jetzt befehlen Ihnen andere, und Sie müssen sich diesen Befehlen unbedingt unterwerfen."

„Es ist mir keineswegs unangenehm, Soldat zu sein," entgegnete Hochfeld bestimmt, „ich bin geradezu stolz darauf, meinem allergnädigsten Kaiser dienen zu müssen."

„Weshalb betonen Sie besonders das Wort „müssen"? fragte der Hauptmann.

„Die Zeit, da die allgemeine Wehrpflicht sich noch nicht auf Angehörige meines Glaubens erstreckte, ist noch nicht lange vorüber. Während die Juden früher im Heere dienen konnten, von welcher Erlaubnis sie auch den ausgedehntesten Gebrauch machten, wie die Freiheitskriege beweisen, müssen sie jetzt gleich allen anderen Staatsbürgern der Wehrpflicht genügen. Diese Gleichberechtigung erfüllt uns mit freudigem Stolz."

„Sie sind also Jude?" fragte der Hauptmann. „Ich hoffe, daß Sie auch als solcher den Anforderungen, die ich an alle meine Leute stelle, gerecht und sich möglichst bestreben werden, ein pflichteifriger, musterhafter Soldat zu sein."

„Das verspreche ich," entgegnete Hochfeld mit fester Stimme.

„Und nun, Hochfeld," sprach der Hauptmann, auf die dampfenden Schalen deutend und sich anschickend, die Stube zu verlassen, „essen Sie jetzt Ihr Mittagbrot."

Hochfeld hoffte aber allen Ungelegenheiten betreffs des Essens aus dem Wege zu gehen, indem er seine Portion seinem Nachbarn hatte zuweisen wollen, der gewiß nicht wenig erfreut über die Verdoppelung seiner Mittagsportion gewesen wäre, in deren Vertilgung derselbe im Laufe der schon zurückgelegten Dienstzeit eine erstaunliche Fertigkeit erlangt hatte. Doch der gemeine Soldat denkt und — der Hauptmann lenkt.

Hochfeld war fest entschlossen, alles aufzubieten, um die Speisen, deren Genuß ihm religionsgesetzlich untersagt war, nicht zu sich nehmen zu brauchen. Er raffte sich auf, und mit aller ihm zu Gebote stehenden Willenskraft sprach er:

„Herr Hauptmann, ich esse nicht!"

„Warum weigern Sie sich zu essen?" erwiderte stirnrunzelnd der Vorgesetzte, „ich hoffe, daß Sie meine Befehle respektieren werden und wissen, welche Strafen ein Vergehen gegen die Subordination nach sich zieht."

Jetzt war für Hochfeld der Augenblick gekommen, da er den schweren Kampf, der sein Herz bedrückte, ausfechten mußte, und wo es sich entscheiden sollte, ob er seiner Religion ein Opfer bringen müsse, um sich nicht einer Subordination schuldig zu machen.

„Herr Hauptmann, ich darf nicht essen!" rief er entschlossen.

„Sie d ü r f e n nicht essen?" fragte jetzt verwundert der Hauptmann, „wer verbietet Ihnen denn, was ich Ihnen geradezu anbefehle?"

„Mein Religionsgesetz!" war die Entgegnung, „dieses darf ich, wenn eben die Möglichkeit vorhanden ist, nicht übertreten."

„Also weil Sie Jude sind, dürfen sie diese Speise nicht genießen? Ich habe doch mehrere Leute Ihres Glaubens in meiner Kompagnie, die solche Bedenken nie geäußert und stets in der Menage gegessen haben?"

„Ich glaube, Herr Hauptmann," erwiderte nun Hochfeld, etwas mehr ermutigt durch den ruhigen Ton, den sein Vorgesetzter jetzt anschlug, „alle diese Leute oder wenigstens ein großer Teil haben das Religionsgesetz, das ich stets heilig gehalten habe, nur übertreten, weil sie sich scheuten, sich an die menschenfreundliche Gesinnung der Herren Vorgesetzten zu wenden."

„Hochfeld," begann nun nach kurzem Besinnen der freundliche Hauptmann, „ich respektiere Ihre Bedenken, ich achte Ihre Religionstreue. Wer so seinen Religionsgesetzen die Treue bewahrt unter allen Umständen, der wird

stets nicht minder gewissenhaft und treu die Gebote seines Königs erfüllen. Ich stelle es Ihnen daher frei, sofort aus der Menage zu treten. Ich habe daran nicht gedacht, daß ihr Religionsgesetz meinen jüdischen Leuten verbietet, in der Menage zu essen. Ich werde es nun auch diesen freistellen, sich selbst zu beköstigen."

Mit welch freudiger Genugthuung nahm Hochfeld die Eröffnung seines Hauptmanns entgegen! Was er kaum für sich zu erwirken gehofft, hatte er nun auch für seine Glaubensbrüder in des Königs Rock erlangt.

Hochfeld wollte die augenblickliche gute Stimmung seines Vorgesetzten ausnutzen, und erbat sich die Erlaubnis, in der Stadt ein Quartier für eigene Rechnung beziehen zu dürfen.

Auch diese Erlaubnis ward ihm sofort erteilt. Darauf verließ der Hauptmann die Stube.

Es war auch die höchste Zeit, denn die Ungeduld der anderen Leute war aufs höchste gestiegen. Die verlockende Suppe in den Schalen begann einen immer tiefer sinkenden Wärmegrad anzunehmen. Hochfeld eilte daher von dannen, um den berechtigten Vorwürfen der Kameraden zu entgehen und begab sich alsbald in die Kantine, um dort ein einfaches Mittagsbrot einzunehmen, das nicht im Stande war, irgend welche Gewissensbisse in religiöser Hinsicht hervorzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Urwälder, der Giftbaum und das Giftthal auf Java.

Zwei sehr verschiedene Bäume wachsen in jenen noch wenig besuchten Urwäldern Javas. Nur mit Feuer und Axt bahnt man sich einen Weg durch das undurchdringliche Geflecht der Schlingpflanzen, der Paullinien mit ihren mehrere Fuß langen, traubengroßen, scharlachroten Blüten, der Bissusarten, auf deren weithin kriechenden Wurzeln die wunderbare Riesenblume der Raflesina wuchert. Palmen mit Stacheln und Dornen, schilfartige Gewächse mit schneidenden Blättern weisen den Eindringling sogar mit gefährlichen Waffen zurück, und überall im Dickicht wohnen die gefährlichen Nesselarten. Dazu kommen große, schwarze Ameisen, zahllose Schwärme quälender Insekten. Auf diese Hindernisse folgen noch die dichten Büschel der oft 50 Fuß hohen, armdicken Bambusstämme, deren feste, glasharte Rinde selbst der Axt widersteht. Endlich öffnen sich die majestätischen Dome des eigentlichen Urwaldes. Riesengroße Stämme des Brotfruchtbaumes, des eisenfesten Thekholzes, der Leguminosen mit ihren prachtvollen Blütenbüscheln, der Barringtoinen, Feigen und Lorbeeren bilden die Säulen, welche das dichte, grüne Gewölbe tragen. Von Ast zu Ast springen die munteren Scharen der Affen, den Wanderer mit Früchten werfend. Von einem moosumwachsenen Felsen erhebt sich ernsthaft,

am Stabe aus dichtem Dickicht wandernd, der melancholische Orang-Utang. Überall ist reiches Leben und weit entfernt von dem öden, schweigsamen Charakter vieler amerikanischer Urwälder.

Hier umschlingt ein sich windender und kletternder Strauch mit armdickem Stamm die Säulen des Doms, die höchsten Bäume überwuchernd, oft von der Wurzel an in einer Länge von 100 Fuß völlig einfach und astlos, aber mannigfach gewunden und gekrümmt. Die großen, glänzend grünen Blätter wechseln mit langen, starken Ranken, mit denen er sich festklammert; weiche Dolden grünlich weißer, wohlriechender Blumen hängen von ihm herab. Diese Pflanze, der Familie der Apocyneen angehörig, ist der Tjettek der Eingeborenen, aus dessen Wurzel das furchtbare Upas Radja (Fürstengift) bereitet wird. Auf eine leichte Verwundung von einer damit vergifteten Waffe, einem kleinen Pfeile aus hartem Holze, fängt der Tiger an zu zittern, steht unbeweglich eine Minute da, stürzt dann plötzlich, wie von einem Schwindel ergriffen, auf den Kopf und stirbt in kurzem unter heftigen Zuckungen. Der Strauch selbst ist ungefährlich, und kein Nachteil trifft den, dessen Haut mit seinem Safte in Berührung kommt.

Aber gehen wir weiter, so überragt ein schlanker, schöner Stamm die benachbarten Pflanzen. Völlig cylindrisch steigt er 60 bis 80 Fuß astfrei und glatt in die Höhe und trägt eine zierliche halbkugelige Krone mit länglich eiförmigen, lederartigen Blättern, die stolz auf die niederen Gewächse unter ihr herabblickt. Wehe dem, der unvorsichtig seinen aus leicht verletzter, weißlich grauer Rinde hervorquellenden Milchsaft mit seiner Haut in Berührung bringt. Große Blasen und schmerzhafte Geschwüre sind die unausbleiblichen Folgen. Dies ist der Antjan der Javanen, der Pohon Upas (Giftbaum) der Malaien, der Ype auf Celebes und den Philippinen. Von ihm stammt das gewöhnliche Gift (Upas) für die Pfeile der Sunda-Insulaner, das übrigens jetzt meistens dem Feuergewehr gewichen ist.

Noch bändigt übrigens kein Heilmittel die Wirkungen dieser Gifte, als verderbliche Rätsel*) stehen sie feindlich dem Menschengeschlecht entgegen, auch von ihrer Seite den Satz bestätigend, daß die hellen Lichter der tropischen Natur ebenso schwarze Schatten neben sich bedingen, und daß mehr als ein Drache diese Gärten der Hesperiden bewacht.

Nicht minder merkwürdig als diese Gewächse ist das Giftthal Pöcheng auf Java. Aus dem Dickicht des Urwaldes hervortretend, erklettert man einen mäßigen Hügel, und plötzlich breitet sich in grauenhafter Wildnis ein wahres Hoflager des Todes, ein schmales, flaches Thal vor den Blicken des entsetzten Wanderers aus. Keine Spur eines Pflanzenwuchses bedeckt die nackte, von der Sonne ausgedörrte Erde. Skelette von Tieren liegen am Boden. Oft er-

*) Nach der neueren Botanik gehören die oben beschriebenen Wirkungen des Upas in das Reich der Fabel. Der Kern der Wahrheit ist, daß der Saft des Baumes Upas' unter Voraussetzung der Zumischung anderer Substanzen, eine giftige Masse abgiebt.

kennt man an ihrer Lage, wie den furchtbaren Tiger im Augenblick, als er seine Beute ergriffen, mit dieser zugleich das Verderben erfaßte, wie der Raubvogel, gekommen, um von der frischen Leiche zu zehren, im Genuß vom Tode ereilt wurde. Ganze Haufen toter Käfer, Ameisen und anderer Insekten liegen dazwischen. Es ist das Thal des Todes oder Giftthal der Eingeborenen. Die Furchtbarkeit beruht auf den Ausdünstungen des Bodens, in kohlensaurem Gase bestehend, welches seiner Schwere wegen langsam in der Luft sich zerstreut. Gerade wie in der berühmten Hundsgrotte bei Neapel, in der Dunsthöhle bei Pyrmont, bringt diese Gasart jedem, der dem Boden sich nähert, unausbleiblichen Erstickungstod, der aufrechte Mensch aber geht ungefährdet über die öden Strecken. Wie auf dem Himalaya die Eingeborenen das erschwerte Atemholen auf den 15 und 16000 Fuß hohen Alpenpässen der Ausdünstung giftiger Kräuter zuschreiben, so wurden in der Sage die Grauen der Todesthäler mit den Wirkungen des Antjargiftes und der gefährlichen Berührung des Pohon Upas verbunden.

Simon bar Kochba.

(Für die reifere Jugend.)

Wieder wurde in Rom der Sieg über eine unterjochte Nation gefeiert. Mächtige Triumphbogen waren errichtet worden, und durch dieselben zogen die stolzen Sieger an der Spitze ihrer Legionen. Aus dem Blicke eines jeden Kriegers leuchtete das Bewußtsein, den Ruhm der römischen Waffen erhöht zu haben, und die schaulustige Menge, die sich herangedrängt hatte, jubelte den tapferen Söhnen des Vaterlandes laute Bewunderung zu.

Kaum wußte man, wohin die Blicke zu richten, ob auf die heimgekehrten Krieger, denen kostbare Siegestrophäen als Zeichen der bewährten Tapferkeit vorangetragen wurden, oder ob auf die Gefangenen, die im Triumphe mit aufgeführt wurden. Diese letzteren folgten in einem großen Zuge, etwa 700 an der Zahl, lauter kräftige, wohlgebaute Gestalten, die noch nicht das Jünglingsalter überschritten hatten. Aus ihren dunklen Augen mochte einst Mut und Unerschrockenheit geleuchtet haben, jetzt war nur Todesverachtung darin zu lesen. Für sie hatte die Weltstadt, die sie das erste Mal betraten, nichts Sehenswertes, ihr Geist schien abwesend, mit fernen Gegenständen beschäftigt, und fast willenlos folgten sie ihren Führern. An der Spitze der Gefangenen schritt der ehemalige Anführer derselben, tief gebeugt durch das herbe Geschick, das ihm nicht einmal den ehrenvollen Tod in der Schlacht gegönnt, sondern ihn aufgespart hatte, damit er die Schmach seines Volkes mit eigenen Augen sehe. Er wußte wohl, was ihnen allen bevorstand; ihn selbst erwartete der schmähliche Tod durch Henkershand, seine Getreuen dagegen waren bestimmt, im Zirkus die Römer durch das entsetzliche Schauspiel zu ergötzen,

wie Menschen einander zerfleischen, oder wie sie von wilden Tieren zerfleischt werden.

Und welcher Nation galt dieser Triumph der Römer? — Auf den Denkmünzen, die zur Erinnerung an den neuerfochtenen Sieg geprägt worden, finden wir die Auskunft. Wir sehen auf denselben eine Frau dargestellt, die trauernd unter einer Palme sitzt; ein triumphierender Krieger steht neben ihr, und als Umschrift lesen wir die Worte: Judäa capta, „das gefangene Judäa". Es war also die jüdische Nation, die endlich den römischen Waffen erlegen, und die Imperatoren Vespasian und Titus teilten sich in die Ehren des Tages. Was der erstere begonnen, hatte der letztere zum Verderben der Juden beendet. Jerusalem war gefallen; die anderen festen Plätze in Judäa hatten dessen Schicksal geteilt, und Titus war nun heimgekehrt, um seinem Vater Rechenschaft zu geben von seinen Thaten. Der dankbare Senat hatte ihm zu Ehren den eben geschilderten Triumphzug veranstaltet.

Judäa war eines der letzteren unter den Ländern, welche den Eroberungsgelüsten der Römer zum Opfer gefallen waren; aber obschon es eines der kleinsten unter den besiegten Völkern war, so galt den Römern doch der Sieg über diese Nation mehr als viele, die sie schon erfochten hatten; denn es war ein Volk voll unerschütterlichen Mutes, das hier mit beispielloser Tapferkeit gerungen hatte für das heiligste der Güter, für die religiöse und nationale Freiheit. Selbst die Römer, seine Feinde, mußten es ihm zugestehen, daß ihnen mit solcher Todesverachtung noch kein Feind gegenübergestanden. Wohl wäre diese Heldentugend eines bessern Erfolges würdig gewesen, doch im Ratschlusse des Himmels war es anders bestimmt. So war sein Heiligtum zerstört, die ihm geweiheten Tempelgefäße von den Siegern als Beute mit nach Rom geführt worden. Judäa war wie entvölkert; ein großer Teil war ausgewandert und hatte sich in Babylon, auf Cypern, in Ägypten oder Kyrene niedergelassen. Nur wenige Getreue waren in Judäa zurückgeblieben und beugten sich geduldig unter das harte Joch der Römer, um sich nur nicht von dem Erbe der Väter trennen zu müssen. Den Römern schien es hinreichend, in dem verödeten Lande eine geringe Besatzung zu lassen; denn sie hielten die Juden nunmehr völlig besiegt und ihren Mut für ganz gebrochen. Daß sie sich aber hierin arger Täuschung hingaben, beweisen die Vorgänge in den nächstfolgenden 50 Jahren.

In der Herrschaft über das römische Reich war auf Titus dessen Bruder Domitian gefolgt, nach ihm hatte der greise Nerva und endlich im Jahre 98 der Spanier Trajan die Regierung übernommen. Durch einen Zug, den dieser letztere nach Asien unternahm, gedachte er sich, wie einst der große Macedonier, unsterblichen Ruhm zu erringen. Er besiegte auch wirklich die Parther und kämpfte mit Glück gegen die Völker am Euphrath und am persischen Meerbusen. Es war jedoch leichter, mit einer krieggewohnten, überlegenen Heeresmacht Völker zu besiegen, als sie in dauernder Unter-

würfigkeit zu erhalten. Noch während Trajan sich auf diesem Zuge befand, gelang es einigen Volksstämmen, sich wieder frei zu machen. Auch die Juden waren durch die maßlose Bedrückung der Römer zum Aufstande getrieben worden und suchten die ehemalige Selbständigkeit wieder zu erringen. An vielen Orten kam es zu offener Empörung; von den Judengemeinden am Euphrat wurde das Zeichen zum Aufstande gegeben, und bald schlossen sich die Glaubensbrüder aller anderen Provinzen an. Es fehlte jedoch an tüchtiger, einheitlicher Leitung, und es gelang den Römern bald, die Bewegung zu unterdrücken. Bevor jedoch die Ruhe noch vollkommen wieder hergestellt war, starb Trajan im Jahre 117, und sein Verwandter, Hadrian, folgte ihm in der Regierung. Dieser stellte sich anfangs freundlich gegen die Juden, ja, er machte sogar glauben, als hätte er eine besondere Vorliebe für ihre Religion. Er versprach auch, den Aufbau des Tempels in Jerusalem zu gestatten, und fast hätte er durch dieses Vorgehen die Gemüter besänftigt und mit dem Gedanken an die römische Oberherrschaft ausgesöhnt. Der in Aussicht gestellte Tempelbau nahm bald die ganze Thätigkeit der jüdischen Gemeinden in Anspruch. Mit regem Eifer wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Man schickte Boten an die verwandten Glaubensbrüder in der Ferne, und von allenthalben langten reiche Beiträge ein, um das große Werk zu fördern. Da auf einmal legte Hadrian seine Maske ab. Der Bau des Tempels wurde untersagt, und bald stellte es sich heraus, daß Hadrians frühere Freundlichkeit nur Heuchelei gewesen, und daß sein Bestreben nur darauf gerichtet sei, die Nationalität der Juden zu vernichten. — Ihm genügte es nicht, als weltliches Oberhaupt über die Juden zu herrschen, er gedachte auch, ihre religiösen Einrichtungen nach eigenem Gutdünken umzugestalten. Das brachte die Juden abermals zu verzweifelter Gegenwehr. Als man ihnen bei einer Volksversammlung im Thale Bet-Rimon das kaiserliche Schreiben vorlas, in welchem der Tempelbau untersagt wurde, brachen sie alle in Thränen aus. Es trat ihnen die Überzeugung vor die Seele, daß ein neuer Kampf unvermeidlich sei, und zwar ein Kampf nicht sowohl um die Erlangung ihrer politischen Freiheit, als vielmehr um den Fortbestand und die freie Ausübung ihrer Religion.

Den gläubigen Juden schien es nicht denkbar, daß die Stätte, die Gott selbst zu seinem Wohnsitze erwählt hatte, auf lange Zeit des nationalen Heiligtums entbehren solle. Auch hielt man allgemein den Zeitpunkt für nahe bevorstehend, in welchem der verheißene Messias als Erlöser des Volkes erscheinen werde. Man dachte sich ihn nach dem Bedürfnisse des Augenblickes vor allem als Mann von hervorragender kriegerischer Begabung, der nach den Worten des Propheten Chaggai „umstürzen wird die Throne der Reiche und vernichten wird die Macht der heidnischen Herrschaft.“ Es war nun kein Wunder, daß man denjenigen für den wirklich von Gott gesandten Messias hielt, bei dem sich diese Eigenschaften vorfanden, und der sehnsüchtig

umherspähende Blick hatte einen solchen Mann bald ausfindig gemacht: es war Simon bar Kochba.

Von seinem frühern Leben ist uns nichts bekannt. Sein erstes Auftreten fällt in das Jahr 130 der gewöhnlichen Zeitrechnung, und seine ganze Wirksamkeit beschränkte sich bloß auf 3 Jahre. Was er aber während dieser kurzen Zeit ausgeführt, wiegt die ganze lange Lebensthätigkeit gar vieler Menschen auf. Er stand noch in der Blüte seiner Jahre, als er von der Vorsehung zu ergreifender Thätigkeit berufen ward. Er war von schlanker Gestalt, aufstrebend und stolz wie des Libanons Zedern. Sein Wuchs erinnerte an Saul, den Besieger Amaleks, und an Mut und Gottvertrauen glich er seinem Namensverwandten, Simon, aus der Heldenfamilie der Makkabäer. Das edle gramesbleiche Antlitz zeigte, wie sehr ihm das Unglück seines Volkes zu Herzen gehe, und aus dem blitzenden Auge leuchtete die Begierde, den Anmaßungen übermütiger Feinde und Bedrücker kräftig entgegen zu treten. Von seiner aufopfernden Menschenliebe waren zahlreiche Beispiele bekannt. So erzählte man, er habe aus dem oberen Stockwerke eines brennenden Hauses ein Kind aus den Flammen gerettet und der verzweifelnden Mutter wiedergegeben. Einen Römer, der eine jüdische Jungfrau gewaltsam entführen wollte, schmetterte er mit kräftiger Hand darnieder und befreite das geängstigte Mädchen aus der Gewalt des frechen Räubers. Wo er sich zeigte, da zog Mut und Vertrauen ein in jedes Herz, wer ihn sah, der fühlte sich wunderbar gekräftigt und gehoben, und unwillkürlich drängte sich einem jeden der Ausruf auf die Lippen: Das ist der Gotteserkorene, der uns wieder zur Selbständigkeit verhelfen wird.

(Schluß folgt.)

Hochherzigkeit eines neapolitanischen Schiffers.

Im Juli 1834 fuhr eines Morgens ein Fremder vom Festlande nach der kleinen Insel Nisita über. Der Fährmann war ein junger, starker Bursche, der übrigens nichts Besonderes in seinem Aeußeren hatte. Als sie gegen die Insel kamen, bemerkte der Fremde, daß eine Menge Volkes jubelnd und musicierend aus der kleinen weißen Kirche am Ufer strömte. Auf die Frage, welches Fest gefeiert würde, erwiderte der Schiffer: „Leute aus Baja haben ein Dankfest veranstaltet."

Fremder. Wofür?

Schiffer. Für ihre Rettung in dieser Nacht.

Fremder. Wer rettete sie und aus welcher Gefahr?

Schiffer. Signore, ich habe sie diese Nacht aus den Wellen gezogen.

Fremder. Wie? Ihr? in dieser Nacht? während des furchtbaren Sturmes? O sagt, wie ging alles zu?

Schiffer. Ich saß gestern am späten Abend mit andern Schiffern dort am Telegraphen. Wir hatten vorher die Barken ans Ufer gezogen, weil Sturm bevorstand. Es war schwarze Nacht geworden. Mein alter Vater erzählte seltsame Geschichten von dem Seeräuber Barbarossa; aber allmählich schlugen die Wellen so laut ans Ufer, daß wir nicht mehr hören mochten, und ihm selber das Wort im Munde versagte. Auf einmal fuhr der Blitz aus den Wolken; Herr des Himmels, wie hoch ging die See! „Gebe Gott," sagte mein Vater, „daß jetzt niemand auf dem Wasser sei." — „Aber es sind Menschen auf dem Wasser!" schrie ich; „in diesem Augenblicke hab' ich einen Schrei von der See her gehört. Horch, jetzt wieder! Großer Gott! ich muß hinunter!" — „Es ist nichts," sagt:n die andern. „Es ist der Wind, der pfeift. Willst Du besser hören, als wir?" — Jetzt vernahm ich den Schrei zum dritten Male, aber schwächer; ich zitterte an allen Gliedern. „Wer geht mit?" schrie ich; „ich muß hinunter." — „Es kann jetzt niemand aufs Meer," sagte mein Vater. „Geh' nicht, es ist Dein Tod." — „Geh' nicht!" riefen die andern; „wir kommen nicht mit Dir." — „Ihr wollt mir nicht beistehen? So wird Euch Gott nicht beistehen in der Todesnot. Einer muß mit; ich kann ja die Barke nicht allein ins Wasser schaffen." — „Nein, Du bleibst!" riefen sie; mein Vater hielt mich am Arme. Ich riß mich los, faßte den Angelo, einen der Jüngsten, bei der Hand und nahm ihn mit mir fort. Eh uns noch die andern eingeholt hatten, war die Barke in die See geschoben, und wir steuerten grade in die Nacht hinaus. Ich hörte die Stimme meines Vaters vom Ufer her. „Fort!" sagte ich zu Angelo; „halte Dich gut am Steuer!"

Fremder. Wie kamt Ihr mit der kleinen Barke durch die hohen Wellen?

Schiffer. Sie ging wie eine Nußschale auf und nieder, aber wir kamen vorwärts. Bald vernahmen wir ein Wimmern und Stöhnen; wir fuhren darauf zu, und siehe! drei Menschen trieben mehr tot als lebendig auf dem Wasser. Ich sprang über Bord und holte einen nach dem andern. Wie tot lagen sie in der Barke. Endlich kamen sie wieder zu sich, und einer fragte nach seinem Sohne. Da sprang ich wieder ins Wasser und suchte da und dort; die Blitze leuchteten mir. Bald gewahrte ich die umgestürzte Barke der Männer, die dunkel auf- und niedertauchte. An dem Kielende hing eine Gestalt; es war der Knabe, der es so fest umklammert hielt, daß ich ihn kaum loszureißen vermochte. Ich nahm ihn wie einen Toten in meinen Arm und schwamm mit ihm nach meiner Barke, die mir unterdessen fast aus dem Gesichte gekommen war. Als wir nach dem Ufer zurückfuhren, erzählten die Männer, sie seien am Morgen mit Wein von Baja nach Nisita gefahren und hätten ihn für siebenunddreißig Dukati an zwei Wirte verkauft. „Und wo sind die siebenunddreißig Dukati?" fragte ich. „Wir haben sie unter die Prora (Vorderteil des Schiffes) gesteckt," antworteten sie, „und sie sind mit der Barke verloren." Das Geld, dachte ich, findet sich vielleicht auch noch. Ohne

das Geld und die Barke, dachte ich, ist ihnen nur halb geholfen. Und ich sprang wieder ins Wasser. Und Gott gab mir neue Kraft, und bald war ich wieder bei der Barke der Männer, paßte den Augenblick ab, wo eine Welle unter sie schlug, um hinab und in sie hinein zu tauchen, warf sie mit starkem Ruck um und stieß sie dann vor mir her mit dem Gelde, das noch immer in einem Säckchen an der Prora hing, bis ich meine Barke erreichte, die mir gefolgt war.

Fremder. Wie müssen Euch die armen Menschen gedankt haben!

Schiffer. Sie waren wie toll und wollten mir durchaus die siebenunddreißig Dukati schenken. Der Knabe, der sich nun auch erholt hatte, küßte mir Schultern, Hände und was er zu fassen bekam; ich konnte mich seiner gar nicht erwehren. Was war es weiter? Ich hatte gethan, was ich mußte, nichts mehr, lieber Herr.

Fremder. So haben Sie keinen Lohn empfangen?

Schiffer. Sie sind arm und brauchen, was sie haben, selber.

Soweit das Gespräch des Fremden mit dem Schiffer.

Längst standen sie am Ufer der Insel, und das Volk mit den vier Geretteten, die mit Blumen bekränzt waren, kamen heran, umringten den Schiffer jubelnd — und brachten ihm ein Lebehoch. Die Männer aus Baja erzählten dem Fremden, der Schiffer habe nicht nur keine Belohnung genommen, sondern sie auch die Nacht durch in seiner Hütte beherbergt und ihnen am Morgen zwei Ruder gegeben, um ihre Barke heimwärts zu steuern. Zur Kirche habe er trotz alles Bittens nicht kommen wollen und gesagt: „Macht es allein aus; ich muß meiner Fähre warten." — Natürlich machte diese That des anspruchslosen Menschen großes Aufsehen in Neapel; sie wurde schnell in öffentlichen Blättern verkündet und gepriesen; die Dichter der Stadt verherrlichten seinen Namen, ja man verkaufte sein Bildnis. Ob ihm andere Belohnung zu teil geworden, ist mir unbekannt.

Spruch.

Willst du Freunde widerlegen,
Sei bescheiden, liebenswert —
Haß nicht solle der erregen,
Der des Freundes Wohl begehrt.

Sanftmut ist die schönste Tugend,
Üb' sie gegen jedermann,
Üb' sie früh schon in der Jugend —
Fang' mit Hausgenossen an.

J. Josephsohn-Rackwitz.

Spiel.

Das Umblasen eines Bierseidels. Man behauptet, ein schweres Bierseidel durch die der Lunge entströmende Luft zu Falle zu bringen, also einfach umpusten zu können. Die Ausführung des Kunststückes besteht einfach darin, daß man eine Cigarrendüte 2—5 Centimeter tief unter das Seidel schiebt und in die Öffnung derselben kräftig hineinbläst; sobald die Hülle aufgebläht ist, stürzt das Gefäß um.

Wer errät's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in No. 13.

I. **Silbenrätsel.**

Berlin, Edison, Rudolf, Leiden, Igel, Nase = **Berlin.**

II. **Zahlenrätsel.**

Koblenz, Ölberg, Lüneburg, Nürnberg = **Köln**

III. **Wechselrätsel.**

Ring — Rind.

IV. **Reimrätsel.**

Alle guten Dinge sind — **drei,**
Eine ovale Form hat das — **Ei,**
Sprechen lernt selbst der — **Papagei,**
Wer keine Feder hat, greift zum — **Blei,**
Einen Bedienten nennt man — **Lakai,**
Der Hirtenknabe bläst die — **Schalmei,**
Wer wäre da nicht gern — **dabei.**

Rätsel:

I. **Silbenrätsel.**

ab, ba, e, ham, je, ja, küs, om, ra, ri, sa, sa, trin.

Aus diesen 13 Silben sind 5 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Erzvaters ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Prophet, 2. Erzvater, 3. deutsche Festung, 4. König in Israel, 5. König in Israel.

Einges. von Fritz Muhr-Oppeln.

II. **Zahlenrätsel.**

1 2 1 2 3	— eine Blume
4 5 6 3 1	— ein Vogel
7 8 1 4 9 10	— ein deutscher Dichter
10 11 12 4	— ein weibl. Vorname
11 8 1 4 7	— eine Stadt an der Oder
9 4 6 3	— ein Gesichtsteil.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines österreichischen Generals.

Eingeſ. v. Sally Blumenthal-Breslau.

III. **Wechselrätsel.**

Mit „L" ists eine Hülsenfrucht,
Mit „B" wirds in dem Sumpf gesucht.
A. K.

IV. **Wenderätsel.**

Von vorn ists grün, schmeckt Kühen nett,
Von rückwärts ists das letzte Bett.
C. C.

In der nächsten Nummer (15) sollt Ihr eine kleine Überraschung finden, die Euch — wie ich hoffe — Freude machen wird.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin N.O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.